

Reden wir zuviel Schweizerdeutsch? ; Une tempête dans un verre d'eau : la querelle du "schwyzertütsch"

Autor(en): **E.L. / Naef, Henri**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **50 (1955)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reden wir zuviel Schweizerdeutsch?

Eine Wahrsagung aus dem Jahre 1901

Nach Kriegsende, Anno 1946, haben wir ein Sonderheft dieser Zeitschrift veröffentlicht, das den Namen trug »Heimatschutz und Muttersprache«. Darin gaben wir die sonderbare Prophetie eines Prof. E. Tappolet, Zürich, aus dem Jahre 1901 wieder, der nach allen Anzeichen der damaligen Zeit überzeugt war, spätestens im Jahre 1950 werde das Schweizerdeutsch in der Stadt Zürich der Vergangenheit angehören. Wir haben über den falschen Seher gelächelt, und Männer von bestem Geist und Korn gaben ihrer Freude darüber Ausdruck, daß unsere schweizerdeutsche Muttersprache sich nicht nur erhalten habe, sondern auch in der allgemeinen Wertschätzung gestiegen sei. Ebenso eindeutig anerkannte man aber auch die Notwendigkeit und kulturelle Pflicht, Kenntnis und Gebrauch der hochdeutschen Schriftsprache zu erhalten. Beide sollten ebenbürtig und gleichen Ranges nebeneinander stehen.

Ein Zürcher steigt als Ankläger auf die Tribüne

Diese Überzeugung schien bis heute Allgemeingut der für unser Geistesleben verantwortlichen Schweizer geblieben zu sein. Nun ist jedoch unlängst in der »Tribüne« der »Basler Nachrichten«, die sich »Sonderseite für geistige Gäste« nennt, eine Bombe geplatzt, deren Staubwirbel den ganzen Sprechsaal des angesehenen Basler Blattes auf Wochen hinaus erfüllte. Heute, da die Sicht wieder klar ist, sollen auch die Leser dieser Zeitschrift vernehmen, was sich zugetragen hat.

Dr. Alex von Muralt, ein Abkömmling der bekannten Zürcher Familie, geboren 1888 (im Zeichen des Skorpions, laut »Basler Nachrichten«), Doktor der Medizin, Psychiatrie, der Philosophie und des Rechtes, 1929 nach Wien ausgewandert und heute politischer Journalist, der jedoch, wie die »Nachrichten« schreiben, immer noch »urlaubsweise Kontakt« mit der Schweiz sucht, glaubte bei einer seiner Forschungsreisen in die alte Heimat feststellen zu müssen, daß das Schweizerdeutsch zu sehr überhandnehme und in Regionen eindringe, die ihm noch vor zwanzig Jahren verschlossen gewesen seien. »Selbst in einem Kegellclub« sei es damals weitgehend üblich gewesen, daß die Vorstandsmitglieder bei Generalversammlungen ihre Referate auf Hochdeutsch hielten. Diese hätten damit »mehr Gewicht« erhalten. Er erinnere sich auch, wie in der Familie seines Großonkels, der lange in der österreichisch-ungarischen Armee gedient habe, nach seiner Rückkehr jedoch Zürcher Stadtrat gewesen sei, nur hochdeutsch gesprochen worden sei. »Wäre ein nur Schriftdeutsch sprechender Stadtrat heute in Zürich noch möglich?« fragt Dr. von Muralt in offenbar beunruhigtem Tone. Nein! Er habe sogar kürzlich erleben müssen, daß ein protestantischer Pfarrer seine Predigt auf Bernddeutsch gehalten habe. Aber auch in der Armee solle es üblich geworden sein, daß der Offizier zu deutschschweizerischen Soldaten in Mundart spreche (was Herr von Muralt offenbar als mit dessen Führerstellung unverträglich findet). So gibt er denn seiner Hoffnung Ausdruck, daß wenigstens eine Ansprache zu Offizieren nicht in unserer minderwertigen Landessprache gehalten werde.

Das armselige Schweizerdeutsch

Unser Schweizerdeutsch, fährt Herr von Muralt fort, sei eine rückständige Form des Deutschen und werde (selbst vor dieser Aufwärmung scheut er nicht zurück) von vielen Deutschen als eine Halskrankheit empfunden. Auch sein Wortschatz sei ärmlich. Gedankengänge moderner Philosophen, etwa eines Heidegger, in unserer Sprache auszudrücken, sei unmöglich. Nicht einmal das Wort »lieben« kenne das arme Schweizerdeutsch. Hans müsse seinem Vreneli sagen: I ha di lieb.

»Haben« aber gehöre zur »Welt des Besitzes und der Sorge«, in der »man einen bei etwas nimmt« – nicht zu der ganz anderen Wesenheit der »dualen Wirheit« (nicht Wirrheit. Die Red.), die eine erlebte Ganzheit darstelle. Ja der Psychologe A. von Muralt vermutet sogar, die allzu gutturale Sprache der biedereren jungen Schweizerinnen könnte auf ihre eidgenössischen Liebhaber abschreckend wirken, so daß deshalb jeder achte von ihnen eine Ausländerin mit süß-klingender Kehle freie. Diese und manch andere Erkenntnis ähnlichen Kalibers offenbart uns der aus Salzburg »zur Kontaktnahme« heimgekehrte Psychologe und Doktor dreier Fakultäten.

Gesinnungsfreunde Dr. von Muralts kommen ans Tageslicht

Wir wollen ihm nicht böse, sondern im Gegenteil dankbar sein. Durch seine Tribünenbombe hat er nämlich Geister und Geistlein aufgejagt, von deren Vorhandensein wir, offen gestanden, nichts wußten. Die Redaktion der »Basler Nachrichten« schreibt, daß ihr binnen wenigen Tagen eine Flut von rund 60 ausführlichen Stellungnahmen zugegangen sei, von denen sie in der »Tribüne« vom 21./22. Januar eine gekürzte Blütenlese wiedergibt. Dabei ist das Überraschende, daß auf fünf ablehnende immerhin zwei zustimmende Äußerungen eingelaufen sind. Mit Recht vermutet die Schriftleitung allerdings, daß die »Gesinnungsfreunde des „Tribüne“-Gastes sich in unserem Lande seit den Zeiten der geistigen Landesverteidigung als eine bedrängte Minderheit vorkommen« und daher die seltene Gelegenheit gerne benützten, um sich zum Wort zu melden und endlich wieder einmal über die arme vernachlässigte Hochsprache öffentlich klagen zu dürfen. So schreibt eine in Winterthur im Exil lebende Baslerin, wie anders es doch einst gewesen sei: »Wenn man in der Töchterschule die Lehrerin im Dialekt etwas gefragt habe, so habe sie gesagt: „ich verstehe nicht Baseldytsch“. Aber noch wünschenswerter wäre es, daß das rauhe Züritütsch, das man auf der Straße sogar von jungen Mädchen höre, durch Aneignung eines guten Deutsch in der Schule gemildert würde.«

Auch für einen Dr. W. B. in Basel steht es außer jedem Zweifel, daß die hochdeutsche Sprachverwilderung durch die zu starke Verbreitung des Schweizerdeutschen mitverursacht sei. »Wie soll man sich darüber wundern, wenn selbst an Besprechungen mit Regierungsvertretern zumeist Mundart gesprochen werde« (einem Herrn Regierungsrat darf man nach der Meinung dieses Herrn Dr. offenbar nur in der Reichssprache sich nähern). Eine Basler Mutter findet, man sollte in der Schule mit den Mädchen und Knäblein schon von der zweiten Klasse an ausschließlich Hochdeutsch sprechen; denn »die Mundart können die Deutschschweizer immer gut genug!« Noch weiter geht eine andere Dame, die fordert, man sollte die Kinder schon *vor* der Schulzeit mit dem Schriftdeutschen vertraut machen; sie hätten dann einen leichteren Schulanfang usw.

Der richtige Bescheid

Wenden wir uns nun den herzerfrischenden Antworten zu, die Herr Dr. von Muralt auf der öffentlichen Tribüne erhalten hat. Aus Platzgründen können wir freilich unseren Lesern nicht all das Gute, Richtige und Treffende wiederholen, was zum Lobe unserer Muttersprache in vielstimmigem Chore vorgetragen wurde. Zieht man die Summe, so lautet sie so: reines Schweizerdeutsch – einwandfreies Schriftdeutsch müssen für uns Ziel und Losung sein. Dabei wird die Schriftsprache um so mehr gewinnen, wenn neben ihr das Schweizerdeutsche bewußt gepflegt und beherrscht wird. Solange die Landessprache nach dem Gutdünken eines jeden gehandhabt wird, kann sich auch kein sicheres schriftdeutsches Sprachgefühl entwickeln. Nicht verdrängen sollen wir unsere Muttersprache, sondern im Gegenteil sie emporheben, sie durchschauen und kennenlernen

in ihrer Gesetzmäßigkeit, Übereinstimmung und Gegensätzlichkeit zur Schriftsprache; dann wird beiden Sprachen gedient sein. »Jede Sprache, die zur Küchensprache hinabsinkt, ist zum Untergang verurteilt. Wenn wir überall, wo es um höhere Werte geht, zum Hochdeutschen hinüberwechseln, so schaufeln wir dem Dialekt das Grab« (Dr. Ad. Guggenbühl, Zürich).

Auch auf die Bedeutung der eigenen Schweizer Sprache für die geistige Unabhängigkeit des Landes wird mit Nachdruck hingewiesen. »Der Verrat des österreichischen Volkes an sich selbst Anno 1938 wurde, wie sich der deutsche Sprachverein selbst rühmte, weit vor dem Nationalsozialismus durch die großdeutsche Sprachpropaganda seelisch vorbereitet.«

»Jeder holländische Patriot bestätigt, daß die Niederlande die barbarische Besetzungszeit des letzten Krieges nie so erfolgreich als Nation überstanden hätten, wenn sie nicht ihre eigene Sprache besessen hätten.« – »Zuerst soll die Sprache mit dem Reich vereinigt werden – und dann der Rest.«

»In unserem Lande sind die Zeiten der „Gnädigen Herren und Obern“, wo es das Privileg jener Kreise war, anders zu reden als das gemeine Volk, vorbei.« Aber auch der Einsender hat recht, der sich tröstet, wenn man auf Schweizerdeutsch gewisse Höhen des Geistes, auf denen der von A. von Muralt zitierte Philosoph Heidegger wandelt, nicht erreichen könne. Auf Schweizerdeutsch hätte Heidegger folgende profunde Weisheit tatsächlich nicht von sich geben können: »Das Worin des sich verweisenden Verstehens als Woraufhin des Begegnenlassens von Seiendem in der Seinsart der Bewandnis ist das Phänomen der Welt.«

Was wir selber denken

Es scheint uns, daß wir unseren Bericht hiemit schließen können. Die Auseinandersetzung zeigt, wie selbst ein hochgebildeter, feinsinniger Mann trotz Philosophie, Psychologie und anderen Kenntnissen einfachste Tatsachen übersehen kann. Herr von Muralt hat nicht beachtet, daß die deutschsprechende Schweiz sich seit Wilhelms II. prächtigen Zeiten von einer geistigen Provinz Deutschlands zu einer selbständigen Kulturnation entwickelt hat. Wohl ist das Hochdeutsche für uns die Sprache des schriftlichen Ausdrucks geblieben. Allein wir verwalten es als ein eigenes Gut, dessen Grenzen und Anwendung wir selbst bestimmen. Was die Reichsdeutschen darüber denken, berührt uns nicht; wir sind ihnen weder zur Rechenschaft noch zur Entschuldigung verpflichtet. Frage jeder sich selbst! Vom frühen Morgen, da wir die Augen öffnen, bis zum Abend denken und sprechen wir in unserer eigenen Sprache; keiner sage uns, daß wir uns mit nichts anderem abgeben als mit Nichtigkeiten. Die ernstesten Gedanken, die tiefsten Gefühle, Liebe und Leid, alles drücken wir in unserem Innern und von Mensch zu Mensch in unserer Sprache aus, und keiner ist wohl je an die Grenze gestoßen, wo er das, was ihn bewegte, auf Schweizerdeutsch nicht mehr hätte sagen und fassen können. Wo Einer unter uns einen hochdeutschen Satz einflicht, ist es sicher, daß er eine Bücherweisheit nachplappert oder zu bequem ist, der Sache den selbst gedachten oder selbst empfundenen, unmittelbaren und wahren Ausdruck zu geben.

Nicht wegwerfen sollen wir unsere Muttersprache, sondern sie klären, verfeinern, erheben und damit zu dem reinen Instrument machen, auf dem das Volkslied in gleicher Schönheit tönt wie die erhabenen Melodien, die den wenigen unter uns erklingen, welche als Genien auf der Höhe des Geistes wandeln.

Nicht gegen, sondern *für* und *an* unserer Muttersprache wollen wir arbeiten, wissend, daß wir damit einem höchsten Volksgut dienen. Darum hat denn auch der Schweizer Heimatschutz den »Bund Schwyzertütsch« unlängst in seinen Kreis aufgenommen und seine Ziele zu den seinen gemacht.

E. L.

Une tempête dans un verre d'eau: la querelle du «schwytzertütsch»

Valerius Anshelm, chroniqueur officiel de la Ville de Berne au XVI^e siècle, rapporte une étrange anecdote. Comme les Suisses gagnaient l'Italie en 1510 à l'appel du pape Jules II, leur armée s'arrêta en chemin. L'artillerie manquait, les effectifs étaient insuffisants: ils avertirent le saint-père, qui leur répondit sur-le-champ par un bref fulminant et une menace d'excommunication. Nos braves en restèrent pantois et crurent à un malentendu. La faute, assurément, devait revenir « au mauvais latin du greffier de Lucerne » qui n'avait su tourner sa lettre officielle. « Aussi les confédérés résolurent d'écrire désormais à tous les souverains en bonne langue suisse ». – Ce qui revenait à dire: Jules II n'y a rien compris: qu'il apprenne donc le suisse-allemand! Le principe peut se défendre. Car où irait l'humanité sans les idées-force? Du reste, est-il rien de plus réconfortant qu'une querelle qui dure depuis quatre cent soixante et six ans pour survivre à tous ses adversaires! Ils se renouvellent et grâce au ciel, le saint-père n'entre plus en cause. D'abord parce qu'il est polyglotte, ensuite parce que les gardes-suisse peuvent servir d'interprètes... Où j'allais oublier que le rire est incongru chez les peuples graves, et qu'ils le sont tous!

Il y a donc aujourd'hui le camp des Alémaniques et celui des autres qui compte de fraternels alliés en terre romande, tessinoise, grisonne. Le premier pourtant n'est pas d'une homogénéité parfaite. Notre dernier président, feu Gerhard Bœrlin lui-même, estimait que l'emploi exclusif des dialectes privait les Suisses d'une langue affinée par des hommes de génie (il songeait bien sûr à Goethe, à Schiller, à Nietzsche...) et, de ce fait, appauvrissait les esprits. Cette opinion dont il ne faisait pas état, un Zuricois de vieille souche, M. Alex de Muralt, docteur en trois facultés, établi dès longtemps en Autriche, vient de s'en faire à nouveau le champion. Il a l'audace ou le courage (mal venu qui le dira) de prétendre que ce suisse-allemand met nos confédérés en état d'infériorité quand retentissent au forum international les débats littéraires, politiques ou philosophiques. Et il prétend lui aussi que la pensée, lentement, faiblit! A l'heure où, par un noble souci d'autonomie et à l'exemple lointain des Flamands et Hollandais séparatistes, nos dialectophiles affirment leur entité, ce fut un beau scandale qui fit couler « en bon allemand » beaucoup d'encre; et mieux vaut l'encre que le sang.

Il serait fort indiscret d'intervenir dans un procès qui ne nous concerne point et ne menace en rien l'unité nationale. Le schwytzertütsch est plus ancien que la Confédération et n'empêcha pas les Lausannois ni les Genevois, écorcheurs devant Dieu des termes germaniques, de s'entendre jadis avec MM. des Hautes Ligues. Quand se perdit l'usage du latin, c'est bel et bien en allemand d'Allemagne qu'ils correspondirent avec les Welches, nullement en bernois ou en boltze. D'instinct l'on sentait, de part et d'autre, la nécessité de se rallier aux groupes linguistiques universels; nos législateurs codifièrent l'habitude: ils proclamèrent langues officielles l'allemand, le français, l'italien; puis, par égard envers une minorité en péril, ils y ajoutèrent le romanche, sans songer le moins du monde à prétériter les parlers provinciaux. La situation, de fait ou de droit, aurait-elle changé? Viendrait-il un jour où le nidwaldien, le bâlois, le bernois, le haut-valaisan, l'évolénard, le gruérin, le vaudois, revendiqueraient les honneurs officiels? Nous avons des raisons d'en douter. Avant que l'on s'entende pour faire du suisse-allemand un idiome homogène, alors qu'il varie de canton à canton, de milieu à milieu, si bien que lexicque et prononciation diffèrent parfois de quartier à quartier (comme à Bâle), l'éclatement de l'atome aura pulvérisé la planète.

De toute façon, la question n'est pas là. Les dialectologues auxquels la ligue du Heimatschutz a fait accueil en leur octroyant les avantages d'une section ont, au contraire, un idéal bien fait pour apaiser le conflit, puisqu'ils tentent de purifier les idiomes régionaux, afin d'éviter une mixture aussi éloignée de la langue ancestrale que l'argot des faubourgs l'est de M. Littré!

Ainsi nous n'aurons pas à refondre en Suisse romande les programmes de l'Instruction publique. Si dans l'ensemble nos écoliers s'exerçaient davantage au « bon allemand », ils seraient plus aptes, devenus grands, aux colloques d'outre-Sarine. On les y écouterait, et ils auraient l'agréable surprise de suivre, mieux qu'ils ne l'imaginaient, les conversations même « suisses ». Et, avec élégance, ils rendraient la politesse à leurs compatriotes d'Alémanie, empressés à parler français bien avant d'avoir passé le tunnel de Chexbres. Notre jeunesse dorée se pique aujourd'hui d'un noble zèle pour la langue d'Albion, sans se demander si Shakespeare y trouverait son compte. L'allemand et le « suisse-allemand » sont à la même enseigne. Encore faut-il y mettre du sien. Il ne suffit pas de l'unité linguistique pour apporter l'harmonie au foyer, la concorde civique et la paix des nations. Il faut vouloir, il faut apprendre.

Et comment faire, si ce n'est à la façon du vieux Valère Anshelm? Né à Rottweil, il patoisait le souabe, baragouinait le polonais à Cracovie, devint en latin bachelier à Tubingue, entendit à Lyon le français des cours, puis à Berne se mit à parler la « bonne langue suisse ».

Henri Naef.

Unsere Toten

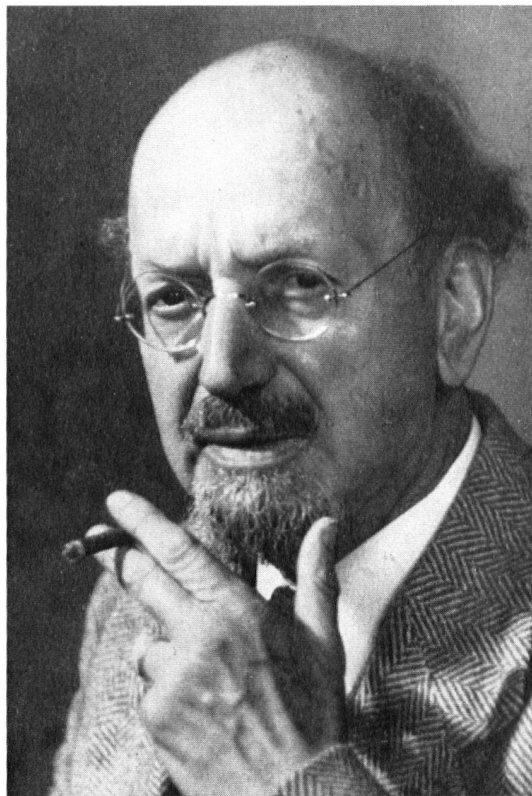
Kunstmaler August Schmid †

Ein vielseitig begabter und ideal gesinnter Künstler und ein ebenso unentwegter Vorkämpfer für die Bestrebungen des Heimatschutzes ist mit Kunstmaler und Theaterregisseur August Schmid am 17. Januar 1955 in aller Stille und Zurückgezogenheit dahingegangen.

Um die Jahrhundertwende ist der begeisterte und temperamentvolle Dießenhofer Tierarztsohn nach mehrjährigen Studien an den Kunstschulen in Zürich, Paris und München in seine Thurgauer Heimat zurückgekehrt, um sofort mit jugendlicher Kraft die in seinem Städtchen seit Jahren gepflegte Spieltradition auszuweiten und zu beispielgebenden Freilichtspiel-Aufführungen auszubauen. Seine erste wagemutige Tat war die Aufführung des Ott'schen Dramas »Karl der Kühne« im Jahre 1900. Dann erregte er Aufsehen durch seine dekorativen Entwürfe für die Szenerien der drei Akte des Zentnarfestspiels 1901 in Schaffhausen, die der raffiniert konstruierten Freilichtbühne monumentalen Charakter verliehen.

Diese Mitarbeit an der 400-Jahrfeier verschaffte August Schmid Heimatrecht in Schaffhausen. Er schloß sich hier dem Künstlerkreis um Gampèr, Sturzenegger und Buchmann an und war neben Amsler, Roesch und Hösli aus dem Kunstleben Schaffhausens nicht mehr wegzudenken.

In diesem Künstlerkreis entstand 1906 der Gedanke zur Gründung einer Schaffhauser Vereinigung für Heimatschutz. Seine mit Kantonschulprofessor Haug im Jahre vorher glanzvoll



*Auguste Schmid
(1877–1955).*

Artiste peintre et régisseur de théâtre, fondateur de la section schaffhousoise (1906) qu'il présida près d'un quart de siècle, membre du Comité central de 1928 à 1952, se fit connaître comme peintre de fresques et animateur du théâtre populaire.

inszenierte Tellaufführung hatte seinen Namen mit Schaffhausen so verbunden, daß er zum ersten Obmann der neugegründeten Sektion gewählt wurde. Dadurch erweiterte sich seine kulturelle Tätigkeit in Schaffhausen und seinem